

Die Neue Welt



Nr. 4

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

Der Eine und der Andere.

Von Otto Julius Bierbaum.

Der Eine spricht:

Wüßt ist die Welt, es rasselt rings
Von der Maschinen Stampf und Stoß,
Das Zweimal-zwei-ist-viere ließ
Graugrimmig alle Teufel los;
Mit Rechenfingern, knöchern dürr,
Und Augen, allen Lebens leer,
Schwirt Thüren ein und Thüren aus
Das lustverlassene Larvenheer.
Die Nützlichkeit sitzt auf dem Thron,
Die Göttin, die Geschäfte macht,
Ihr erst Gebot heißt: Raffe zu!
Ihr erst Verbot: Weh dem, der lacht!
Ein Wollsack ist, darauf sie sitzt,
Ihr Bannerstamm ein Riesenschlot,
Von dem der Rauch als Fahne weht,

Der Rußgiftrauch der reichen Noth.
Das schwarze Zeichen schlingt sich fest
In alles Leben drosselnd ein,
Und keine Farbe siehst du mehr
Und nicht der Sonne lichten Schein.

* * *

Der Andere spricht:

Ich sehe Alles, was du siehst,
Und sehe doch: es ist nicht wahr!
Laß nur den Ruß dir nicht ins Herz,
So siehst du auch das Heute klar.
Sie schwingt den Hammer, diese Zeit,
Und ihre Seele, die ist schnell,
Doch hinter ihrem grauen Dunst,
Da liegt das Leben glüh und hell.

Kriech nur nicht in der Niederung!
Steig auf die Höhen und blicke weit!
Noch ringt sie mühsam und gebückt,
Doch richtet sie sich auf, die Zeit,
Und sie empfindet, was ihr noth,
Und daß sie sich vergebens quält.
Wenn ihrem lauten Werkgedröhn
Das Weihelicht der Schönheit fehlt,
Dann wirft sie um den Wollsackthron
Und richtet neue Götter sich
Und feiert ihre Neugeburt
Mit hohen Festen königlich.
Sei unverzagt und glaube stark!
Glaube und schaffe! Jede That
Aus frohem Herzen ist ein Korn,
Ein goldenes, für der Zukunft Saat.

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Der Bauer besand sich, ehe er sich dessen recht versehen, im Nebenzimmer, einem kleinen Gemache, dessen einziges Fenster nach dem Hofe hinausführte. Dort wurde er aufs Sopha genöthigt; der rothbärtige Händler nahm ihm gegenüber am Tische Platz.

„Nun, mein Lieber, wie stehts denn, wie gehts denn in Halbenau? Ich kenne dort verschiedene Dekonomen. Mittlerer Boden — was? Liegt auch schon ein bisschen hoch — was? Sie leiden an wäuten Frösten. Nachher will das Korn nicht recht schütten, wenns vorher auch noch so schön gestanden hat. Kenne das, kenne die ganze Geschichte. — Also, nun erzählen Sie mir mal. Wie weit ist mit der Sommerung?“

„Mei Sohn und de Mabel staden heite de letzten Apen. Hernach is mir noch 's Kraut. In a Wochen a zwee noch hin, denk 'ch, sein mer fertig.“

„Gratulire, gratulire! — Sie haben wohl eine starke Familie, Herr Büttner?“

„'s langt zu, Herr Harrassowig, 's langt Se gerade zu,“ meinte der Bauer und lachte in sich hinein. „Mit de Enkel feins 'r immer a Mäuler achte, bi gefittert sein wullen — ju, ju!“

„Nun, um so mehr Hände sind dann auch da zur Bestellung und in der Erntezeit — nicht wahr, Herr Büttner? Eine zahlreiche Familie ist ein Segen Gottes, besonders für den Landmann. Ich kenne die ländlichen Verhältnisse, ich kenne sie! Sie mögen mir das glauben, lieber Büttner. — Und wie stehts denn mit der Winterung?“

Der Bauer berichtete, daß der Roggen gut durch den Winter gekommen und nur wenig ausgewintert sei. „Ene wohre Pracht! Wie ene Bürrichte, wech der Hohle, wie ene Bürrichte steht Sie das Korn!“

„Nun, das ist ja hocherfreulich zu hören! Da hätten wir ja die schönsten Aussichten für eine gute Ernte. Da wird wiederum schönes Geld unter die Leute kommen! Und hat der Bauer Geld, dann hats die ganze Welt.“

„Das mechte och sein — das mechte freilich sein, Herr Harrassowig!“ meinte der Büttnerbauer und fragte sich hinter den Ohren. „'s Geld 's sibre rar gewest. Ne, ach Gott, zu rare ist dos gewest in der letzten Zeit, Herr Harrassowig!“

„Nun, Sie werden doch nicht etwa klagen wollen, Herr Büttner? Sie, mit Ihrer schönen Besizung! Wie groß ist denn das Gut, wenn ich fragen darf?“

„Zweemalhundert und a paaren dreißig Morgen, Alles in Allem, mit an Vuusche.“

„Das wäre ja bald ein kleines Rittergut! Und da wollen Sie lamentiren? Ich bitte Sie, guter

Herr Büttner, was sollen denn da die kleinen Leute machen!“

„Ju, wenn od de vielen Abgaben ne wären, und de Gemeenlasten und de Schulden.“

„Ich weiß, ich weiß, es lastet Vielerlei auf dem Dekonomen heutzutage. Sind denn die Abgaben und Lasten so bedeutend in Halbenau?“

Der Büttnerbauer schüttelte darüber sein Herz gründlich aus. Harrassowig ließ ihn reden; nur manchmal warf er eine Bemerkung ein, die den einmal warm Gewordenen veranlaßte, mehr und mehr von seinen Verhältnissen aufzudecken.

Jetzt war der Büttnerbauer bei seinem Hauptbeschwerden angelangt: seinem mächtigen Nachbarn, der Herrschaft Saland.

„Ja, ja, das glaube ich Ihnen gerne, Herr Büttner!“ rief der Händler, „solch einen Grundbesitzer zum Nachbarn zu haben, ist kein Spaß! Die Leute sind landgierig, sie möchten die Bauern am liebsten alle legen. Das ist ein wahrer Krebschaden für unser Volk, die Latifundienwirtschaft. Ein freier, selbständiger Bauernstand wird immer eine Grundbedingung für das Gedeihen des ganzen Staates bilden. Wer soll uns denn die Soldaten liefern — was, he? Die strammen Soldaten für unser Heer, wenn nicht der Bauernstand! — Grenzen Sie an einer oder an mehreren Stellen mit der Herrschaft Saland?“

Der Bauer erzählte, daß er so gut wie eingekerkert sei durch das Dominium. Dann ereiferte er sich über den Witzhaden.

„Schrecklich! aber dafür hat natürlich so ein Graf gar keinen Sinn!“ rief der Händler mit dem Ausdruck höchster Enttäuschung, „wenn sich nur um Bauernflur handelt. Traurige Zustände sind das! Hat Ihnen der Graf denn schon mal ein Angebot machen lassen wegen Ihres Gutes?“

Der Blütnerbauer berichtete, daß der Graf schon seit Jahren um seinen Wald handle, aber daß er ihm nicht einen Fußbreit abzulassen gesonnen sei. Harrassowits horchte scharf hin auf diese Angaben. Dann nahm er auf einmal wieder eine nachdenkliche Miene an.

„Ja, das sind traurige Verhältnisse! Das zehrt am Vermögen, das will ich schon glauben. Da haben Sie doch allerhand Sorgen, mein guter Herr Blütnner. — Haben Sie denn etwa auch Hypothekenschulden auf Ihrem Gute?“

„O Jerum!“ rief der Bauer bei dieser Frage, die mit der unbefangenen Miene der Welt gestellt wurde. „O Jerum!“ Er fuhr empor von seinem Sitz. „Hypothekenschulden! die thun freilich zulang, ihm die! Wem was winger warn, kinnst och basser sein.“

„Nun, was haben Sie denn so ungefähr drauf stehen? Ich frage aus wirklichem Interesse.“

Der Bauer rechnete eine Weile. Dann sagte er, die Stimme dämpfend, mit bedrückter Miene: „A Märker a zweeundzwanzigtausend leumens schu sein, die druffe stehn, Herr Harrassowits.“

Der Händler ließ ein leises Pfeifen ertönen, zog die Brauen in die Höhe und wiegte den Kopf hin und her. „Das ist ein bischen stark!“

„Newuhr, 's is vill?“ meinte der Alte, ganz in sich zusammensinkend und trostlos zur Erde blickend.

„Wie in aller Welt wollen Sie denn da die Zinsen herauswirtschäften, Herr Blütnner?“ — Harrassowits nahm ein Stück Papier zur Hand und begann zu rechnen. „Ja, mein Lieber, das ist ja ein Mißverhältnis! Und da wollen Sie auch noch davon leben, Sie und Ihre Familie! Das ist ja rein unmöglich. Da lügen Sie sich einfach in den Buntel, mein Bester!“

„Ja, 's is schwer, 's is aben schwer!“ meinte der Blütnerbauer seufzend. „Man mechte manchmal selber zum Thaler wern, um da Zinsen och immer richtig zu bezahla. Ges muß sich abradern und abschinden muß mer sich, von Fröh bis Abend. Ne a mal satt essen mecht man, weils hinten und vorne ne zulangn thut. Ne, 's is a Underlaben, wenn es swills Schulden hat, wie der Hund Flöhe.“

„Und das ertragen Sie so ruhig? Das verdanke ich Ihnen, offen herausgesagt, sehr, daß sie sich für Ihre Gläubiger so abquälen.“

„Ja, was soll unferees denne angohn? Ich ha's Gutt doch glei su verschuldt übernumma. Billiger wullten die Geschwister mirs doch ne überlassen.“

„Da giebt's eben nur ein Mittel, mein Lieber: schmeißen Sie den Gläubigern die ganze Geschichte hin. Sagen Sie einfach: ich thue nicht weiter mit. Mag's doch ein Anderer versuchen, die Zinsen herauswirtschäften, ich kanns nicht, ich hab's satt! — Passen Sie mal auf, was für Gesichter die dann machen werden. Von denen übernimmt's Keiner, verlassen Sie sich darauf! Die werden dann schon kommen und Sie bitten, daß Sie doch nur um Gotteswillen weiter auf dem Gute bleiben möchten, damit ihre Hypotheken nicht ausfallen. So was ist schon öfters mit Erfolg gemacht worden. Tragen Sie selbst auf Substation an wegen Ueberschuldung, dann wollen wir mal sehen, was für Saiten die Gläubiger aufziehen werden. Vielleicht erstehen Sies dann selbst, oder eines Ihrer Kinder, aus der Zwangsversteigerung zurück, dann sind Sie einen ganzen Posten Schulden los. Nur nicht ängstlich sein in solchen Dingen! Das ist ja nur ein Mittel, sich wieder zu rangiren, wenn man nicht reißt hat. Gott sei Dank, möchte ich sagen, daß so etwas möglich ist!“

Der Blütnerbauer schüttelte den Kopf. Den eigentlichen Sinn des Vorschlages hatte er wohl garnicht erfasst. Sein Redlichkeitsgefühl sagte ihm jedoch, daß hier etwas nicht in Ordnung sei.

Er wolle auf seinem Gute bleiben, erklärte er. Er hoffe auch durchzukommen und seine Zinsen richtig bezahlen zu können, wenn nur bessere Zeiten kämen und wenn ihm inzwischen Jemand helfend unter die Arme greifen wolle.

Inzwischen waren die Hadersäde vom „Muthigen Ritter“ herangeschafft worden und wurden im Hofe abgeladen. Der junge Mann aus dem Komptoir trat ein und machte Meldung davon. „Da wollen Sie also Ihr Geld gefälligst in Empfang nehmen, Herr Blütnner,“ sagte der Händler. „Vorn an der Kasse. Ich komme mit Ihnen.“

Der Bauer empfing am Kassentisch das Geld und mußte über den Empfang quittiren. Das nahm einige Zeit in Anspruch, da seiner Hand das Schreiben nicht mehr recht geläufig war. Endlich war er mit der schweren Prozedur zu Stande gekommen. Trotzdem er sein Geld längst durchgezählt und eingepackt hatte, blieb er noch stehen, zaudernd, seinen Hut in den Händen drehend, als habe er noch etwas auf dem Herzen.

Dem scharfen Auge des Händlers war das auffällige Benehmen des Alten nicht entgangen. Er kam hinter dem Ladentische vor, wo er mit einem der Komptoiristen verhandelt hatte. „Nun, Herr Blütnner, kann ich Ihnen vielleicht noch mit etwas dienen? Wir haben auch künstlichen Dünger, ein reichhaltiges Lager. Haben Sie da keinen Bedarf?“

„Ne, ne!“ meinte der Bauer. „Da mag's nicht darvon. Aber was Andres wollt'se noch bezahlen; wenn Se da vielleicht an Rath wüßten. — Mir is ane Hypothek gekündigt wurden. Uf Gohanni muß'ch zahlen.“

„Sehen Sie einmal an!“ rief der Händler und stellte sich erstaunt. „Da werde ich Ihnen wohl nicht helfen können. Hypotheken, das gehört nicht in meine Branche.“ — Aber er nahm den Bauern doch wieder mit in das Hinterzimmer.

„Also eine Hypothek ist Ihnen gekündigt auf den Johannisterrin. An welcher Stelle steht sie? wie ist der Zinsfuß? wie läuft sie aus?“

Harrassowits stellte die verschiedensten Kreuz- und Querfragen. Dann rechnete er für sich. Der alte Bauer beobachtete während dessen das Mienenpiel des Händlers sorgenvoll. Er sah mit Schrecken, daß Harrassowits in einem fort bedenklich den Kopf schüttelte und die Brauen in die Höhe zog.

Endlich erhob sich der Mann und trat dicht vor den Bauern hin, ihm in die Augen blickend, mit ernster Miene. Er könne das Geld nicht beschaffen, erklärte er. Er sei Kaufmann und nichts als Kaufmann, und es gehöre nicht zu seinen Gepflogenheiten, Güter zu beleihen. Aber da er gemerkt habe, daß der Blütnerbauer ein redlicher und solider Mann sei, wolle er ihm helfen. Er habe einen Geschäftsfreund, einen durchaus feinen Mann, zu dem wolle er den Bauern führen, der werde ihm die Hypothek möglicher Weise decken. Aber nur dem Bauern zu Gefallen wolle er es thun, rein zum Gefallen. Denn er bemenge sich sonst nicht mit dergleichen. —

Darauf ging Samuel Harrassowits aus Telephon und klingelte an. „Guten Morgen! Ist Herr Schönberger im Komptoir? — Möchte ihn auf einen Augenblick sprechen. . . . Danke!“

Der Bauer sah mit Staunen dem Beginnen des Anderen zu. In seinem Leben hatte er noch nichts von einem Fernsprecher gehört, geschweige denn eine solche Vorrichtung gesehen.

Harrassowits stand neben dem Apparate und lachte über den komischen Schrecken des Alten. „Nehmen Sie mal das andere Ding ans Ohr, Herr Blütnner!“ rief er und hielt ihm den Hörer hin. „Machen Sie nur! Es heißt nicht.“ Der Bauer war nicht zu bewegen, den Hörer anzufassen.

Inzwischen kam Antwort.

„Hier Harrassowits! . . . Ja! . . . 'n Morgen, Schönberger! Herr Gutsbesitzer Blütnner aus Halbenau ist hier bei mir, wünscht gekündigte Hypothek belegt zu haben. Kann ich mit ihm zu Ihnen kommen?“

Eine längere Pause entstand, während der Harrassowits gespannt horchte. Dann lachte er auf einmal laut auf, und den Bauern höhnisch von der Seite anblickend, immer den Hörer am Ohr, rief er in den Fernsprecher:

„Der Kaffer braucht ihn, dringend. Feines Massematten. . . . Ach was! Bist meckhugge! — Wie? . . . Is befall. Wir machens in Klippe, natürlich. . . . Versteht nicht! Der Kaffer ist halb meckhullch. Geh Dir Rebusim. . . . Schön! Bringe ihn. Auf Wiedersehen. Schluß!“

„Das nennt man Telephon oder Fernsprecher, mein Lieber!“ sagte Harrassowits und klopfte dem Alten mit spöttischem Grinsen auf den Rücken. „Sehen Sie, da haben Sie wieder was Neues kennen gelernt und können Ihren Leuten da draußen was erzählen.“

Man wolle nun zu Herrn Schönberger gehen, meinte er, und nötigte den Bauern zur Thür.

Das Kredit- und Vermittlungsbureau von Isidor Schönberger lag am anderen Ende der Stadt, ebenfalls in einem engen Winkelgäßchen. Harrassowits trat aber nicht in das Komptoir, sondern führte den Bauern vielmehr durch den Hausgang in eine Hinterstube.

Hier saß in einem abgeschabten Lederfauteuil vor seinem Schreibtische ein fatter Mann, kahlköpfig, mit dunklen großen Augen, die ihm, aus tiefen Höhlen über die gebogene Nase hinwegspähend, etwas von einer großen Gule gaben.

„Morgen, Schönberger!“

„Morgen, Sam!“ Der fette Mann rührte sich nicht auf seinem Stuhle, mit dem er verwachsen zu sein schien. Harrassowits, unter dem Namen „Sam“ weit und breit in der Handelswelt bekannt, schien die Gewohnheiten seines Freundes zu kennen. Er rückte selbst Stühle heran, forderte den Bauern auf, Platz zu nehmen und setzte sich.

„Hier bringe ich Ihnen also meinen Geschäftsfreund, den Herrn Gutsbesitzer Blütnner. Ich kenne den Mann. Er ist gut. Sie können ihm unbedenklich Kredit eröffnen.“

Schönberger zuckte die Achseln mit verdrießlicher Miene. Dann begann er mit belegter Stimme, etwas anstoßend sprechend: In gegenwärtiger Zeit auf Grund und Boden Geld zu borgen, sei bedenklich, — jetzt, wo Substationen an der Tagesordnung seien und die Bauern noch öfter Pleite machten als die Industriellen.

„Für Den hier garantire ich!“ rief Harrassowits. „Das ist Einer von altem Schrot und Korn. Der ist durch und durch solid!“ Dabei tätschelte er den Bauern. „Was? Der macht uns nicht bankrott, nicht wahr?“

Aber Isidor Schönberger blieb bei seiner Ablehnung. Er habe zu viele schlechte Erfahrungen gemacht in der letzten Zeit. Habe seine Zinsen nicht erhalten, sei bei Zwangsversteigerungen ausgefallen und um sein Geld betrogen worden.

„Wenn ich Ihnen sage, daß der Mann Ihnen sicher ist, wenn ich mich mit meinem Ehrenwort für Herrn Blütnner verbürge! Sehen Sie sich den Herrn doch bloß mal an, Schönberger! Sieht Der aus, als ob er uns Schaden machen wollte? Wenn ich sage, er ist gut, dann ist er gut!“

„Wo steht die Hypothek?“ fragte Schönberger, der, im Gegensatz zum lebhaften Wesen seines Geschäftsfreundes, eine gleichgültige, apathische Ruhe zur Schau trug.

„Darauf kommt's hier garnicht an!“ rief Harrassowits. „Bei einem Gute von über zweihundert Morgen besten Bodens! Die Hypothek ist todtsicher.“

„Weshalb ist sie gekündigt?“ fragte Schönberger.

„Der Bruder hatte sie,“ erklärte Harrassowits. „Der hat gekündigt, weil er das Geld im Geschäft braucht. Muß auch verrückt sein, der Herr, daß er so 'ne Hypothek weggiebt! Seien Sie vernünftig, Schönberger, geben Sie das Geld!“

Der fette Mann nahm ein Notizbuch zur Hand, besenchtete die Bleistiftspitze, dann forderte er den Bauern auf, ihm die einzelnen Posten der Reihe nach zu nennen.

Es bedurfte einiger Zeit, ehe der alte Mann die Zahlen in seinem Gedächtniß gefunden hatte. Aber schließlich brachte er doch Alles richtig zusammen.

Da war zuerst die Landschaft mit viertausend Mark, dann kamen die Geschwister: Karl Leberecht und Gottlieb, die verstorbene Schwester Karoline, an deren Stelle jetzt ihre Erben: Ernst Kaschel und

seine Kinder, ferner die Schwester Ernestine. Sämmtliche zu gleichen Theilen und mit gleichem Vorrecht. Dahinter kamen immer noch neue Schulposten, unter diesen Ernst Kaschel mit siebzehnhundert Mark.

Der Mann im Lehnstuhl saß da mit der ihm eigenen verdrossenen Miene und notirte jede Ziffer, die sich von den zagenden Lippen des Alten losrang, mit kühler Ruhe. Weder Stöhnen noch Erregung schien sich in den Fleischmassen dieses gedummen Gesichtes ausdrücken zu können. „Ist das Alles?“ fragte er, als der Bauer endlich schwieg. Der Böttnerbauer bejahte.

„Sie sollen das Geld haben!“ war Alles, was die belegte Stimme darauf sagte.

Harrassowitz sprang von seinem Sitze auf. „Was habe ich Ihnen gesagt, Böttner? Mein Freund Schönberger ist ein edler Mann! Sehen Sie, er giebt das Geld!“

„Wie viel hat Ihr Bruder Prozent gegeben?“ fragte Schönberger.

„Vier Prozent,“ erwiderte der Bauer.

„Mein Satz ist fünf, bei vierteljährlicher Kündigung,“ meinte Schönberger.

Dem Böttnerbauer fiel ein Stein vom Herzen bei diesen Worten. Er hatte gefürchtet, man werde ganz andere Prozente von ihm fordern.

„Sehen Sie, was ich gesagt habe!“ rief Harrassowitz, „was für ein Mann Schönberger ist! Fünf Prozent nimmt er blos. Sie haben ein glänzendes Geschäft gemacht, Böttner!“

Der Bauer fing an, das selbst zu glauben. In seinem schlichten Gemüthe regte sich Dankbarkeit für den Mann, der ihm in so großer Noth geholfen hatte. Er schritt umherschreitend auf Herrn Isidor Schönberger zu und pflanzte sich vor ihn hin. Dann ergriff er die weiße, welke, mit vielen Ringen geschnückte Hand des Mannes und drückte sie mit seiner berben rothen Bauernfaust. „Ich bedank mich oh, Herr Schönberger, ich sog' meinen schiensten Dank! Und bezahlt Sie's der liebe Gott! Sie hon mir ane gruße Surze abgenumma!“

Isidor Schönberger betrachtete ihn mit demselben mißmuthig verächtlichen Ausdruck, den er für Alles auf der Welt hatte, was sich nicht in Zahlen ausdrücken ließ, und entließ ihn dann mit kamm merklichem Nicken seines schweren Kopfes.

„Wir gehen jetzt zum Notar und dann zum Grundbuchführer, Herr Böttner,“ sagte Harrassowitz, als sie in dem Hausflur standen. „Gehen Sie nur immer hinaus auf die Straße. Mir fällt eben ein, daß ich in einer anderen Sache noch ein paar Worte mit Schönberger zu sprechen habe. Ich komme in einer Minute zu Ihnen.“

Aus der Minute wurden ihrer mindestens zehn. Dann erschien der Händler und nahm den Bauern unter den Arm. „Nun kommen Sie, mein Lieber! Jetzt machen wir die Geschichte schriftlich, damit Sie Ihre Sicherheit haben und einen Beleg in Händen halten. Ich führe Sie zu meinem Notar, der macht's Ihnen billig.“

* * *

Nachdem man beim Advokaten und auf dem Gerichte gewesen war — wo Harrassowitz, der in diesen Dingen äußerst bewandert zu sein schien, Alles veranlaßt hatte, so daß der Böttnerbauer nur zu unterschreiben brauchte —, ging man zum „Ruthigen Ritter“, denn die Mittagszeit war inzwischen herangekommen und der Bauer wollte heimfahren.

Harrassowitz versicherte dem Alten, daß er ihn nächstens einmal in Halbenau besuchen werde. Es interessirte ihn, das Gut und die Wirtschaft mal in Augenschein zu nehmen.

„Stimma Se ad, Herr Harrassowitz! Stimma Se ad!“ rief der alte Bauer. „'s full mir ane Freude sein!“

Damit drückte er dem Händler treuherzig beide Hände zum Abschiede.

Der Böttnerbauer verließ die Stadt in bester Laune. Er hatte die Tasche voll Geld, das er für seinen Hafer eingenommen. Und was noch weit mehr bedeuten wollte, seine Hypothek hatte er unter-

gebracht. Nun hing ihm auf einmal der Himmel voller Geigen. Es schien keine Sorgen und Mühe mehr zu geben auf der Welt, die Zukunft lag vor ihm im heitersten Lichte. Nun würde er sich die neue Kuh anschaffen können! so recht nach seinem Herzen, mit langem Rücken und starkem Euter, wozu möglich schwarz und weiß gefleckt. Das waren seiner Erfahrung nach die besten Milchkuhe. Und dann liebängelte er über diesen Plan hinaus mit einem anderen, noch kühnerem: die Scheune umdecken! das Strohdach kostete zu viel Reparaturen. Noch vor ein paar Tagen hatte er zu seinem Sohne Gustav gesagt, daß das eine Ausgabe sei, die er in seinem Leben nicht mehr werde auf sich nehmen können. Heute stellte er im Geiste schnell einen Kostenschlag auf, der erstaunlich günstig ausfiel. Es würde schon gehen! es mußte ja Alles gut werden. —

Der Bauer schmunzelte in Einem fort und prüft auch gelegentlich still vor sich hin. Etwas wie ein langverhaltener Jugendübermuth kam über den alten Mann. Hätte er einen Bummler überholt, er würde ihn aufgefordert haben, zu ihm in den leeren Kälberwagen zu springen, nur um Jemanden bei sich zu haben, dem er seine gute Laune mittheilen könne. Als er an einem Gasthose vorüberfuhr, kam ihm der Gedanke, zu halten und einen Brantwein zu fordern; das war ein Genuß, den sich der Böttnerbauer nur alle Jubeljahre einmal leistete.

Er wollte schon das Pferd zum Stehen bringen, da fiel ihm ein, daß er den Schnaps ja auch im Kreischam von Halbenau trinken könne. Nicht etwa, daß er seinem Schwager, dem Kreischamwirth, den Verdienst hätte zuwenden wollen! Nein! Er hatte bei sich beschlossen, den Hallunken zu ärgern. Wie würde sich Kaschelernst erbofen, wenn er vernahm, daß der Schwager das Geld doch noch bekommen hatte, und daß ihm, Kaschelernst, die fünf Prozent auf diese Weise entgingen.

Der Bauer trieb den Napfen an. Schadenfroh lachte er in sich hinein. Endlich konnte er den Menschen, der ihm schon so manchen Tord angethan hatte, doch auch einmal ärgern!

Er hielt vor dem Kreischam an und machte sich durch Peitschenknall bemerkbar. Sein Neffe, Richard Kaschel, kam heraus. Der junge Mensch sah seinem Vater bedenklich ähnlich. Nur etwas länger war er gerathen und zeigte noch nicht die rothe Nase und die schwimmenden Augen des Alten. Aber dasselbe Mattengesicht wars, und auch dasselbe Lächeln und Stichern, das bei dem jungen Menschen noch fleghafter und zudringlicher herauskam.

Der Böttnerbauer fragte den Neffen, ob der Wirth zu Hause sei. Der sei gerade aufs Feld hinausgegangen, erwiderte der Bursche und grinst dazwischen.

Der Bauer bestellte einen Stornschnaps. „En guten?“ fragte der Neffe, mit unverschämtem Lächeln den Onkel anzuwinkern.

„Verstiebt sich, an guten! Was Schlecht's mog ich ne! Benna'r und er hat schlechten, den kennt'r selber jansen. Verstiebt De!“ rief der Alte dem Neffen zu.

Der junge Mann, gleich seinem Vater, in Strümpfen und Holzpantoffeln, verschwand im Gasthose, um gleich darauf mit einer Flasche und einem Gläschen wieder zu erscheinen.

Der Bauer goß den Schnaps hinter, machte „brrr!“ und schüttelte sich. „Was kost' dos?“ rief er und zog den Geldsack.

Der Neffe meinte mit gönnerhafter Miene, das sei umsonst.

„Was macht's?“ schrie ihn da der Alte an, mit zorniger Miene. „Ich wer' Dich glei umsonst! Ich will keenen Menschen nicht ne schuldig bleiba, zu allerlegten Sich! Dei Vater mechte mich am Ende glei verklogen! Dei Vater, wegen dan paar Pfengen. — Was macht der Schnaps?“

Der Neffe nannte den Preis. Mit wichtiger Miene öffnete der Bauer den Geldsack, suchte eine ganze Weile unter den Münzen herum, immer beobachtend, welche Wirkung so viel Geld auf den Neffen hervorbringen würde, und ließ ein Goldstück wechseln.

Nachdem er kleine Münzen zurückerhalten und den Beutel wieder an seinen Ort gebracht hatte,

sagte er scheinbar beiläufig: „De kammst Deinem Alten och derzahlen, ich hätte menen Hafer gut verkost, und de Hypothek hatt'ch och untergebracht. Nun ihn brauch'ch mi nicht miß, und an Buckel kennt' ar mir rungeruhscha, kennt ar mir! —“

Damit trieb er den Napfen an und fuhr nach Hause, sehr mit sich zufrieden. Seinem Schwager würde das brühwarm berichtet werden; dafür war gesorgt. Dem Kaschelernst hatte er's mal gründlich heimgegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Unfreiheit der Friesen.

Von Paul Ernst.

Mit der „Unfreiheit der Friesen zwischen Weser und Jade“ beschäftigt sich eine kürzlich erschienene Arbeit von Allmers.* Die landläufige Meinung ist bekanntlich, daß diese Friesen immer frei gewesen sind, und der Verfasser war auch in diesem Vorurtheil an seine Arbeit gegangen. Es reizte ihn, der Geschichte der Bauern in den anderen deutschen Landschaften mit ihrer Unfreiheit einmal die Untersuchung eines Bauernstammes entgegenzustellen, der die Grundherrlichkeit und Unfreiheit nie kennen gelernt hatte. Aber schon nach kurzer Zeit archaischer Arbeit stellte es sich für den Verfasser heraus, daß die Erzählungen von der friesischen Freiheit in das Gebiet jener vielen frommen Sagen gehören, an denen die Geschichte so reich ist, daß auch hier die Grundherrlichkeit sich entwickelt hat, wie im übrigen Deutschland, und zwar mit einer so interessanten Nothheit und Brutalität, daß die Geschichte der friesischen Unfreiheit ein sehr scharfes und klares Bild von der allgemeinen Entwicklung gewährt.

Das heutige Land der Nistringer Friesen zwischen Weser und Jade war früher Wasserfläche. Durch die Schlammablagerungen war schon zur Zeit des jüngeren Plinius eine Ansiedelung möglich geworden; Plinius erzählt uns, daß die dort lebenden Chauken auf hohen Erdhügeln wohnten, welche sich inmitten eines Gebietes erhoben, das zur Fluthzeit vom Wasser überschwemmt wurde und nur während der Ebbe frei war. An Landwirtschaft war natürlich nicht zu denken; sie ernährten sich vom Fischfang.

Die Art dieser ersten Besiedelung, welche durch die örtlichen Verhältnisse bedingt war, wurde auch späterhin beibehalten, als die immer stärkeren Schlammabsonderungen das Land derartig erhöht hatten, daß die periodischen Ueberfluthungen nicht mehr stattfanden und an Stelle des Fischfangs auf den reichen, so entstandenen Wiesen, Viehzucht treten konnte. Noch heute stehen Bauernhöfe auf diesen erhöhten Stellen, wo vor Jahrtausenden die elenden Hütten der ersten Fischer standen.

Schon frühzeitig bildete sich infolge dieses gesonderten Wohnens Sondereigenthum am Boden heraus. Reste des primitiven Agrarkommunismus, welche sich bei der Dorfverfassung lange wirksam erhalten haben, sind hier garnicht zu finden. Und diese frühe Selbstständigkeit der Einzelnen mußte in ganz bestimmter Weise auf den Charakter des Volkes bildend einwirken.

Inzwischen okkupirten Friesen das Land und verdrängten entweder die Chauken oder sogten sie auf. Im achten Jahrhundert sind sie bereits vorhanden. Sie waren die ersten Deichbauer, und auf sie dürfte es zurückgehen, daß man jetzt begann, den natürlichen Prozeß der Landbildung durch menschliche Arbeit zu unterstützen, indem man Deiche baute; zunächst nur Schutzwehren für die einzelnen Wohnungen, dann für die größeren Distrikte.

Wie in dieser ersten Zeit die soziale Gliederung der Friesen gewesen ist, steht noch nicht genügend fest. Früher nahm man bekanntlich überall kritiklos eine allgemeine und gleiche Freiheit an, während man heute geneigt ist, eine Gliederung der Gesellschaft zu denken in Edle, Gemeinfreie, Liten oder Colonen und Sklaven. Jedenfalls ist diese Verfassung in der Zeit, aus der wir historische Quellen besitzen, völlig verschwunden.

* Verlag der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gerichtsrath Johannmann.

Novelle von G. Macashy.

In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als die benachbarten Stedinger den Kreuzheeren erlagen, befanden sich die Müringer auf ihrem Höhepunkt. Sie hatten eine gänzlich republikanische Verfassung. Die sechzehn Gemeinden wählten jährlich je einen Konful, welche zusammen alle öffentlichen Angelegenheiten der kleinen Republik leiten und an den Vereinstagen aller friesischen Länder zu Uptsalsbom theilnehmen. Der Stand der Edelinges war verschwunden, da sich grundherrliche Rechte nicht hatten herausbilden resp. erhalten können; aus den parallelen nordischen Verhältnissen wissen wir, wie sich die Gemeinfreien dagegen gewehrt hatten, indem sie die Junker mit den Aexten todtzuschlugen, sobald sie solche Ansprüche erhoben. Es gab ein altes Gesetz, daß kein Friesie ein steinernes Haus haben dürfe.

In dieser Freiheit und auf dem ausgezeichneten Marschboden entwickelte sich bald ein großer bauerlicher Wohlstand. Schon damals waren Rindvieh und Pferde der Müringer Bauern berühmt.

Die ersten ernsthaften Konflikte entstanden in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit Bremen, das sich damals gerade zur Seehandelsstadt entwickelte. Die Müringer erhoben von den die Weser passirenden Bremischen Schiffen Zölle und wandten zu deren Eintreibung Gewaltthätigkeiten an, so daß 1307 die Bremische Seefahrt eine Zeit lang ganz darniederlag. Der zweite Feind waren die Grafen von Oldenburg. Nicht nur hatten diese den nahe liegenden Wunsch, das reiche und fruchtbare Ländchen in ihre Gewalt zu bringen, sie wollten auch die Herrschaft über ein Stück der Küste und die untere Weser erlangen, um ihre selbstständige Existenz behaupten zu können. Nachdem die Oldenburger Grafen schon vorher, 1153 und 1253, Feldzüge gegen die Müringer unternommen und furchtbare Niederlagen erlitten hatten, verbündeten sie sich jetzt mit den Bremern, obwohl diese sich sagen mußten, daß sie um nichts gebessert waren, wenn die Oldenburger sie brandschatzen an Stelle der Bauern. Noch einmal erlitten sie eine schwere Niederlage; nur ein Mann soll aus dem Heer nach Oldenburg zurückgekommen sein.

Zunächst hatten die Beiden die Lust verloren, ihr Heil von Neuem zu versuchen. Aber bei den Bauern änderten sich die Verhältnisse. Die Konsuln hatten es verstanden, bleibend politische Macht zu erhalten, und geriethen miteinander in Streit, ja bekriegten sich gegenseitig. 1384 wurden die Uneinigen von den Verbündeten besiegt. Fürs Erste kam den Bauern der Interessengegensatz zwischen Bremen und Oldenburg zu Gute; es gelang ihnen sogar, die Macht der Konsuln zu brechen und die alte Verfassung wieder herzustellen.

Aber die beginnende Neuzeit schuf Verhältnisse, denen die Bauern nicht mehr gewachsen waren. Auf der einen Seite machten die steigenden finanziellen Bedürfnisse den Oldenburger Grafen den Erwerb der Lande immer erwünschter, auf der anderen Seite gab ihnen das Söldnerwesen die Möglichkeit der Erwerbung. 1499 warb der Oldenburger Graf ein Söldnerheer von 6000 Mann an und ließ ohne Kriegserklärung einfach das Land für sich erobern. Noch einmal befreiten sich die Bauern, da der Condottiere, welcher die Unternehmung ausgeführt hatte, ungetreuer Weise mit dem Gelde durchgebrannt war und die Söldner nicht mehr befriedigt werden konnten. 1514 wurden sie dann aber mit Hilfe von Braunschweig definitiv unterworfen.

Die Bauern mußten nunmehr den Eroberern huldbigen, den Zehnten vom gepflügten Lande und die Fußgelder an ihre nunmehrigen Landesherren zahlen und außerdem vier- bis fünfhundert Gulden erlegen.

1529, mit dem Regierungsantritt des Grafen Anton I., beginnt man nun, die Friesen systematisch in Unfreiheit zu bringen. Graf Anton I. hatte vor dem Regierungsantritt längere Zeit am Brandenburger Hofe zugebracht, wo damals an die Junker die Freiheit der Bauern ausgeliefert wurde. Er befolgte die Lehren, die er dort gewonnen hatte, nur mit dem Unterschied, daß er selbst der Grundherr wurde.

Zunächst wurde die Einführung der Reformation benutzt, um sämtliche Klostergüter einzuziehen. Und nicht nur die Güter der Klöster, sondern auch die der Kirchen, aus denen der Gottesdienst und Schulunterricht besritten wurde; und die Güter, welche für die Deckung der Armenlasten und Unterhaltung der Krankenhäuser, sowie zur Aufbringung der Deichkosten bestimmt waren, wurden eingezogen. Selbst die goldenen und silbernen Geräte in den Kirchen, das Blei von den Kirchendächern, die Glocken, Orgelpfeifen, Balken, Latten und Ziegel wurden genommen. Das auf diese Weise erworbene Land wurde zum größten Theil in eigener Regie bewirthschaftet, zum kleineren Theil zu Meierrecht ausgethan.

Darauf wurde neues Land eingedeicht. Die Bauern mußten umsonst die Deiche ziehen, und das gewonnene Land, bei dreitausend Hektare, wurde Privateigenthum des Grafen.

Alles dem Grafen gehörige Land war befreit von den Deichlasten; die Fonds zu ihrer Bestreitung waren verschwunden, sie selbst aber erhöht. Kein Wunder, daß die Bauern sie nicht zu tragen vermochten. Auch dabei machte der Graf Geschäfte. Wenn ein Bauer seine Deichstrecke nicht zu halten vermochte, so fiel sein Land Dem zu, der die Unterhaltung übernahm. Das war der Graf.

Die Folge war, daß 1570 eine Sturmfluth die Deiche, die nicht ordentlich im Stande waren, zerstörte und ganz Butjadingen überschwemmte. Tausende von Menschen kamen um; der Materialschaden allein betrug dreihunderttausend Gulden.

Aus der alten Deichpflicht aller Einwohner hatte der Graf die Verpflichtung zu Deichfrohnden abgeleitet, und als sich die Leute an diese gewöhnt hatten, forderte er noch Frohnden auf seinen in der geschilderten Weise erworbenen Gütern. Und an die Frohnden knüpfte sich dann bald die übrigen Verpflichtungen: die Durchfütterung des gräßlichen Rindviehes im Winter; es wurde ein Vorkaufsrecht des Grafen festgestellt, welches die fremden Viehhändler vertrieb und bewirkte, daß der Graf das Vieh billig kaufen konnte; es wurde verboten, Land zu verkaufen, zu verpfänden oder zu verpfänden; das Anerbenerrecht wurde eingeführt; da der Zehnte nicht berechnet war, durften die Feldfrüchte nicht eingeführt werden, selbst wenn sie verdarben. Aber das Furchtbarste war der Mißbrauch der richterlichen Gewalt. Ganz nach Willkür wurden Leute von Haus und Hof getrieben, etwa, weil sie sich geprügelt hatten, weil Einer ein Schaf gestohlen, ohne Erlaubniß das Land verlassen hatte u. c.; ja, notorisch Unschuldigen wurde der Hof konfiszirt auf die durch Nichts bewiesene Behauptung hin, daß die Großmutter des jetzigen Besitzers dem Grafen vor fünfzig Jahren das Gut geschenkt habe. Viele Bauern, um der Quälereien überhoben zu sein, schenkten dem Grafen ihr Land und bekamen es zu Meierrecht zurück.

Es ist selbstverständlich, daß unter solchen Verhältnissen die Bauern sowohl intellektuell wie moralisch immer tiefer sanken. Der Fluch aller bauerlichen Unfreiheit machte sich geltend: Faulheit, Verlotterung, Armuth, Unwissenheit u. c.

Aber die Friesen haben es gut getroffen, daß sie verhältnismäßig früh ihre Bauernbefreiung hatten. Dieselbe beginnt schon mit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, und aus demselben praktischen Grunde, wie überall da, wo sie auf friedlichem Wege vor sich gegangen ist; die Froharbeiten und Erpressungen anderer Art geben im Verhältniß zu dem, was sie den Leistenden kosten, dem, der sie erhält, zu wenig. Gezwungene Arbeit wird schlecht gemacht, eingestelltes Vieh schlecht gefüttert, die Eintreibung des Zehnten hat schwere Nachteile zur Folge für die Einbringung der Ernte u. c. Nach und nach wurden dann in gütlicher Uebereinkunft diese Lasten abgelöst und durch Gelddarstellungen oder Land- oder Kapitalabtretungen beglichen. Damit ist diese traurige Episode vorüber, und heute, bei der neuen Blüthe eines freien Bauernstandes, sogar so sehr aus dem Gedächtniß Aller verschwunden, daß ihre Aufdeckung allgemeine Ueberresung erweckt.

Das Haus, in dem der Gerichtsrath Johannmann seit zwanzig Jahren wohnte, stand in einer der ältesten Vorstadtstraßen von Wien. Da ging es durch allerlei Bögen und Thorwerk, bald über Innenhöfe ein Stück zwischen engen Mauern bergauf, bald einige Stufen hinab zu feuchten, dumpfigen Winkeln, in die niemals ein Sonnenstrahl gedrungen war. Zumeist wurde diese Gegend von alten Leuten und pensionirten Beamten bewohnt, die sich nicht dazu entschließen konnten, den Nest ihrer Tage in den neuen, sonnenhellen Stadttheilen zu verbringen, und von Studenten, denen es auf billige Wohnung mehr ankam, als auf lichte Treppenträume.

Sobald man in das Haus eintrat, wehte Einem seltsam kalte, dumpfige Luft entgegen. Der finstere Thorweg mündete in eine noch finstere, enge Wendeltreppe mit hohen, ausgetretenen Steintrufen. Aber so ungemüthlich das Aeußere dieses Hauses, so traut und heimlich waren die Wohnungen mit ihrem geheimnißvollen Dämmerlicht, mit ihren kleinen Nischen und Alkoven, mit den altwäuerischen Tapeten und schmucklosen, tiefgelegenen Fenstern, an denen schon längst keine Spur der weißen Lackfarbe zu finden war, mit welcher einst die Rahmen angestrichen waren. Man hatte das Gefühl, als müßten hier alte Menschen wohnen, welche noch das alte Wien mit seinen Bastien und Linienwällen gekannt hatten, welche von der alten Zeit zu erzählen wußten, da noch die Sesselträger mit ihren Sänften lautlos durch die Straßen glitten und die ganze Stadt noch so still und wohllich war, wie jetzt nur mehr ihre eigene, vergessene Gegend.

Das erste Stockwerk dieses Hauses bewohnte der Gerichtsrath Johannmann mit seiner Frau und seiner einzigen Tochter Gertrud. Alle Leute der Umgebung kannten sie. Der Rath war ein alter, hagerer Mann mit stehendem Blick und grauem, borstigem Haar. Er trug Jahr aus, Jahr ein denselben verschliffenen Ueberrock und trat täglich zur selben Zeit seinen Spaziergang an, mit gebeugtem Rücken, die Hände tief in die weiten Taschen gehohlet. So durchwanderte er den alten Stadttheil und musterte jeden Vorübergehenden mit halb zugekniffenen Augen, als ob er einen Verbrecher in ihm witterte. Alle Menschen, welche ihn kannten, suchten ihm auf der Straße auszuweichen; sie fühlten sich unter seinem Blicken beengt, und es war ihnen, als ob der Rath ihnen die Seele herausziehen würde.

Noch größere Angst aber als vor den stehenden Augen des Rathes hatte man im Hause vor der bösen Zunge der Rätthin. In früheren Zeiten hatte sie sich mit allen ihren Nachbarn verfeindet, und es war nichts im Hause vor sich gegangen, ohne daß sie mit bösen Bemerkungen und oft gehässigen Verleumdungen jedes kleine und alltägliche Ereigniß entstellte hätte. Man mied sie und man konnte nicht begreifen, daß Jemand im Stande war, es bei dieser Frau auf die Dauer auszuhalten. Das größte Mitleid hatte man mit Fräulein Gertrud und mit der alten Magd Marie. Denn diese Beiden waren es, an denen die Rätthin jede ihrer üblen Launen auszulassen pflegte.

Gertrud hatte nie eine rechte Zuneigung zu ihrer Mutter empfunden.

Je älter sie geworden war, desto fremder und kälter standen sich Beide gegenüber. Es fehlte an jeder Innigkeit und Vertraulichkeit der Beziehungen zwischen ihnen. Gertrud haßte die strenge und pedantische Zucht, unter der sie aufgewachsen war; sie haßte die ganze Art ihrer Mutter, in den kleinsten Dingen peinlich kritisch und genau zu sein.

In früheren Zeiten war fast kein Tag vergangen, an dem sie nicht irgend einen Verweis erhalten hätte, und es war, als ob die Rätthin nur eine Gelegenheit zu zanken und zu streiten suche.

Später aber war an Stelle der unausgesetzten kleinen Zänkereien ein hartnäckiges und unfreundliches Schweigen getreten. Nun vergingen oft Tage, an denen Mutter und Tochter kaum ein Wort wech-

t.
 John-
 nd in
 Wien.
 rwerk,
 auern
 chten,
 strahl
 d von
 it, die
 ihrer
 en zu
 billige
 enpen-
 Einem
 iustere
 endel-
 Aber
 traut
 m ge-
 Nischen
 n und
 schon
 finden
 waren.
 menschen
 seinen
 welche
 och die
 ch die
 so still
 eigene,
 wohnte
 u und
 te der
 alter,
 rauem,
 it den-
 ich zur
 eugtem
 en ge-
 ndtheil
 alb zu-
 cher in
 amten,
 fühlten
 ihnen,
 würde.
 chenden
 vor der
 n hatte
 und es
 me das
 en Ver-
 ereigniß
 te nicht
 i dieser
 te Mit-
 mit der
 ren es,
 en aus-
 zu ihrer
 der und
 hlte an
 ehungen
 ge und
 n war;
 n klein-
 zu sein.
 gängen,
 n hätte.
 Belegen-
 gefegten
 ifreund-
 t Tage,
 et wech-



Spazierfahrt auf dem Meere. Von Louis Walden.

selten. Und in diesem Schweigen wurde alles Freudige und Offene zwischen ihnen erstickt. Keine von Beiden hatte Lust, sich mitzutheilen, weil sie wußte, daß sie keine Theilnahme finden werde.

Die Näthin liebte ihr Kind auf ihre Weise. Sie hatte mit unendlichem Eifer und beinahe mit verbissener Hartnäckigkeit für eine gute Erziehung gesorgt, und zwar für eine gute Erziehung in ihrem Sinne. Sie glaubte an Gertrud eine Menge schlechter und häßlicher Eigenschaften entdeckt zu haben, die sie um jeden Preis austrotten müsse. Daß ihr dies bisher nach ihrer Meinung nicht gelungen war, das kränkte und verbitterte sie. Es machte sie noch härter und rücksichtsloser. Denn die ihrem Kinde angeborene Natur nannte sie Trotz und Verstocktheit, Gertruds Ruhe und Kälte nannte sie Lieblosigkeit und Heuchelei.

An ihrem Manne hatte die Näthin nie Unterstützung gefunden. Der alte Rath war kränzlich und gereizt und wünschte mit nichts behelligt zu werden. Er duldete Frau und Kind wie etwas Lästiges, aber Unvermeidliches um sich, das er sich einmal aufgebürdet hatte und das er nun tragen mußte. Seit er sich vom Amte zurückgezogen hatte, schien sein ganzes Interesse in seinen Sammlungen von Münzen und Briefmarken aufzugehen: für einen seltenen Römer oder Perser hätte er gern seine Familie hingegeben.

Daß aber Gertrud gleichwohl mehr Liebe zu dem alten Manne zeigte, der fast nie ein Wort mit ihr sprach, als zu der Mutter — das empörte die Näthin am meisten. Sie fand, es sei eine große Last und ein großes Verdienst, ein Kind heranzuziehen, und dafür wollte sie Dank sehen. — Aber der Dank blieb aus.

So wurde sie allmählig müde und nahm die Erziehung wie eine widerwärtige Pflicht, die ihr das Schicksal auferlegt hatte und die sie mit aller Konsequenz zu Ende führen müsse. Sie ahnte nicht, daß sie sich gerade dadurch ihrem Kinde entfremden müsse, und wollte nicht begreifen, daß dies ihre eigene Schuld sei. Sie sah in Gertruds immer wachsender Gleichgültigkeit gegen Alles, was im Hause vorging, einen neuen, häßlichen Charakterzug.

Gertrud hatte schon von Jugend auf einen seltsamen Zug nach Freiheit und Unabhängigkeit gehabt. Sie hielt es nicht für nötig, daß man jeden ihrer Schritte belauere, jede ihrer Handlungen kritizire. Oft hatte sie sich in die Einsamkeit geflüchtet, in irgend einen stillen Winkel, wo sie ungestört war und wo sie wenigstens für Stunden das Gefühl der Freiheit hatte. Dort lauschte sie den geheimnißvollen Tönen in ihrem Innern, dort lehrte sich ihr ganzes Denken in sich hinein, und sie schuf sich eine eigene, kindliche Welt, an der Niemand Theil hatte, als sie selbst.

Die Gegenwart ihrer Mutter dagegen bedrückte und beängstigte sie. Sie fühlte sich gezwungen und beherrscht. Sie hatte die Empfindung, als greife eine unberufene Hand in ihre Seele, als bohre sich ein neugieriges, lauerndes Auge in ihr Herz. Sie vermied es, in Gegenwart ihrer Mutter ihre liebsten Gedanken auszudenken, weil sie fürchtete, Jene könne ihre Gedanken errathen.

Diese ersten unklaren, aber tiefen Eindrücke hatten auch Einfluß auf ihren späteren Verkehr. In allen übrigen Menschen sah sie Etwas von der Natur ihrer Mutter. Von Allen fürchtete sie, korrigirt und beobachtet zu werden. Darum schloß sie sich ab. Sie fühlte sich ausgenommen von der Gemeinschaft, die die Anderen untereinander verband, von dem Antheil, den sie aneinander hatten.

Aber dies machte sie nicht scheu, sondern trotzig. Sie wollte von Anderen nichts und bot ihnen auch nichts. Die Fremdblichkeit hatte etwas Demüthigendes für sie: sie meinte, verpflichtet zu sein und unfrei. Sie hätte Fremdblichkeit mit Fremdblichkeit erwidern müssen, und das lag nicht in ihrer Natur. Was in ihr vorgehe, meinte sie, sei ihr Eigenthum, das sie für sich besitze und von dem die Anderen nichts zu wissen brauchten.

In der Schule hatte Gertrud mit Keiner einen innigen Verkehr geschloffen, Keiner sich anvertraut. Jeder Annäherung war sie vorsichtig ausgewichen, ja oft auch jedem herzlichen Wort. Es war ihr,

als wolle man sich bei ihr einschleichen, sie belauschen und sich über das, was sie dachte und empfand, lustig machen. Dieses Mißtrauen wirkte auch endlich abschreckend auf die Anderen. Niemand näherte sich ihr mehr. Aber das freute sie: sie setzte einen gewissen Stolz darein, allein zu stehen. Sie war eitel darauf, daß sie keine Sehnsucht nach Freundschaft empfand.

Und so war sie froh, als die Schulzeit zu Ende war und mit ihr der Zwang, um fremde, ungeliebte Menschen sein zu müssen. Daheim hatte sie weniger von der Vertrauenseligkeit Anderer zu fürchten.

* * *

Der Rath hatte schon von Jugend auf an seltsamen erregten und nervösen Zuständen gelitten. Es hatte Zeiten gegeben, wo es mit ihm nicht zu ertragen war, wo ihn jedes Wort, jeder Blick seiner Umgebung reizte und erbitterte.

So war es gekommen, daß er sich sein ganzes Leben hindurch von jedem Verkehr zurückgezogen und es vermieden hatte, mit Menschen umzugehen, mit denen der Umgang nicht durchaus nötig war.

Im Staatsdienste, den der Rath durch beinahe vierzig Jahre bekleidet hatte, hatte er sich nie einen Freund erworben. Er galt als ein bis zum Lächerlichen gewissenhafter, aber rücksichtsloser und gefühlloser Jurist. Man sagte von ihm, daß er kein Erbarmen kenne und daß er grausame Freude an dem Unglück Derer empfinde, die die Noth oder die Leidenschaft in seine Hände getrieben hatte.

Mit boshafter Schadenfreude versah er sein Amt als Untersuchungsrichter. Er bohrte und wühlte in den Menschenseelen, die ihm anheimgelassen waren; er spürte den geheimsten Regungen nach, den verborgensten Gefühlen. Er zog unsichtbare Netze um das ahnungslose Opfer, durch herzliche, zutrauliche und unerfängliche Fragen, durch ein scheinbar wohlwollendes Entgegenkommen, welches die Menschen verführte, offen und mittheilsam zu sein. So kam er stets langsam, aber unerbittlich zu seinem Ziele.

Er begann nie mit dem, was den Leuten sofort Furcht und Mißtrauen eingeflößt hätte, sondern mit gleichgültigen Dingen. Er zog ihre Aufmerksamkeit von Allem ab, was sie zu fürchten hatten. Aber es entging ihm kein Wort, kein Blick, keine Geberde. Während er lächelnd, mit gutmüthiger Neugier und väterlicher Wiederkeit sich nach den Familienverhältnissen des Angeklagten, nach seinen Freunden, nach seiner Lebensweise erkundigte, nach tausend Dingen, in denen keine Gefahr zu lauern schien — während der Arme noch sorglos war und sicher zu sein glaubte, da zuckte er schon als wehrloses Opfer in den Klauen des Richters. — — —

Dies war der Beruf des Rathes fast durch vierzig Jahre gewesen. All sein Denken und Empfinden war in diesem Berufe aufgegangen. Er hatte sich nie darum bekümmert, wie man in der Oeffentlichkeit über ihn urtheile. Er wußte, daß er gefürchtet und von allen edel denkenden Menschen verachtet werde. Aber das freute ihn. Er wollte gefürchtet und verachtet sein. Er sah darin einen Beweis seiner Macht. — Man fürchtet Diejenigen, die groß und mächtig sind, dachte er, und — mächtige Menschen sind stets ungeliebt.

Aber im Geheimen zehrte es doch an ihm, daß er sein ganzes Leben einsam gestanden war, daß er nie das stille und friedliche Glied der Zusammengehörigkeit kennen gelernt hatte. Im Geheimen hatte er sich oft nach einer Seele gesehnt, die ihn nicht fürchten und verachten müßte, nach einer Seele, die in Liebe an ihm hangen könnte und die im Stande wäre, die grausamen und unerbittlichen Triebe, die in ihm gährten, zu verstehen und zu entschuldigen.

In früherer Zeit war es seine Schwester Bertha gewesen, der er mit beinahe abgöttischer Verehrung zugethan war. Aber später trat langsam und unvermerkt eine Entfremdung ein. Bertha lernte ihren Bruder in seinem unheimlichen Drange erkennen und fühlte sich abgestoßen. In Bertha war das Gefühl, das ihrem Bruder gänzlich fehlte, mit doppelter Heftigkeit entwickelt: das Mitleidsgefühl. Das Unglück der Menschen, das große Elend und die tiefe Noth mit all ihrer Schuld und ihrem Zwange —

all das, was Jenen mit schadenfroher, gehässiger Freude erfüllte — dieses große Menschenunglück trieb ihr oftmals Thränen in die Augen.

Und eines Tages stand der Rath wieder allein. Bertha war in die Welt hinausgezogen, und es vergingen Jahre, in denen er nichts mehr von ihr hörte.

Da stieg in ihm der Gedanke auf, zu heirathen. Er war alt geworden, schon vor der Zeit. Die Einsamkeit, die ihn außer dem Amte in furchtbarer Weise peinigte, wollte er los sein. So heirathete er Bertha, die Tochter eines wohlhabenden Kaufmannes, die er nur selten und flüchtig in der Gesellschaft gesehen hatte.

Es war eine seltsame Ehe. Eine Ehe, aufgebaut auf ruhige, kalte Ueberlegung, ohne Liebe, ohne all die tausend Gefühle der Sehnsucht und Zärtlichkeit. Und doch konnte man es im Anfang eine glückliche Ehe nennen. Diese zwei ernstesten, verschlossenen Menschen, diese kalten, klaren, scharfen und lieblosen Naturen verstanden sich.

Für den Rath war es eine große Wohlthat gewesen: es war ihm ein Ersatz für den ganzen Verkehr mit der übrigen Welt. Die Näthin dagegen hatte von Einem keine Ahnung gehabt: von den häßlichen Zornausbrüchen ihres Mannes. Im Anfang ihrer Ehe war er ruhig, beinahe sanft gewesen. Das Leben glitt an Beiden vorüber wie ein leiser, fremder Schatten, ohne Abwechslung, ohne Erregung, ohne jegliche Freude und jeglichen Schmerz.

Blödsinnig aber fing der Rath wieder an unruhig und gereizt zu werden. Es gab kleine Szenen, in denen sich die Gatten wegen kleinlicher Dinge stritten. Es trat ein Mißton in die ruhige Ehe. Den kleinsten Szenen folgten bald heftige Auseinandersetzungen. Die Beiden fingen an, sich in der Häßlichkeit ihres Charakters zu durchschauen. Der Rath fehlte es an jeder Duldsamkeit und Nachgiebigkeit. Der Rath dagegen war gewohnt, ohne Widerspruch zu herrschen. So häuften sich die Ausstritte, und jede Stunde, die der Rath daheim zubrachte, war eine Stunde des Kampfes, des erbitterten Kampfes zweier Seelen. — Einmal erreichte der Streit seinen Höhepunkt.

Die Näthin hatte im Laufe der Zeit die Methode ihres Mannes, mit Worten zu schmerzen und zu peinigen, mit leisen halb verborgenen Worten die empfindlichsten Wunden beizubringen, abgelauscht und wandte sie nun gegen ihn an — noch schärfer und schmerzender. Sie wußte ihn durch höhrende Anspielungen in die höchste Wuth zu bringen, während sie anscheinend bei seinen Angriffen ruhig und gelassen blieb. Es freute sie, zu sehen, wie er immer hilfloser wurde und wie er sich ohnmächtig unter ihren gehässigen Geißelschlägen krümmte. Es freute sie, zu sehen, wie jedes ihrer Worte wirkte, wie jedes ihrer Worte ihn zucken machte, ohne daß er sich dagegen wehren konnte. Sie kannte seine Grausamkeit und Schadenfreude. Sie hatte dieselbe studirt und sich zu eigen gemacht. In ihr aber erreichte sie die häßlichste Vollendung. Sie wollte und mußte um jeden Preis aus dem Kampfe als Siegerin hervorgehen. Sie benutzte jede Gelegenheit, die kleinsten Gewohnheiten des Rathes, seine Vorliebe für gewisse Dinge, zu verhöhnen; sie bot ihm mit jedem Worte einen neuen Anlaß zum Aerger und zur Erregung, und jubelte innerlich, wenn er darauf einging. Und einmal versuchte sie das Neueste.

Es war bei Tisch.

Der Rath schien anfangs nicht geneigt, auf ihre Bosheiten zu hören, und verhielt sich ruhig. Aber sie ermüdete nicht. Sie holte alte, halb vergessene Geschehnisse hervor, die ihn reizen und beschämen mußten.

Der Rath schwieg. Es schien ein furchtbarer Kampf in ihm zu toben. Die Näthin sah es an dem leichenfahlen Gesicht, an dem Zittern in seinen Augen und an den zusammengekniffenen, blutleeren Lippen. Sie wünschte, sie hätte es nicht so weit getrieben. Sie empfand plötzlich Furcht. Aber die unheimliche Sucht riß sie weiter.

Da geschah das Entsetzliche.

Der Rath stand ruhig und langsam auf, ergriff den Stuhl, auf dem er gesessen, und schlug mit so furchtbarer Gewalt auf sie los, daß die Näthin sofort zusammenbrach. Er schlug aber weiter, ruhig, lang-

san, dreimal, viermal. Dann stellte er den Stuhl ebenso ruhig nieder und ging in sein Arbeitszimmer. Dort brach der Sturm los. Er warf sich auf den Boden und fing zu heulen an. Er wälzte sich unter das Bett und kroch wieder hervor und biß in den Teppich. Er heulte wie ein wildes, verwundenes Thier, das sich in Todesqualen krümmt. Und dann packte ihn die Lust, Alles um sich zu zerstören. Er sprang auf, tanzte im Zimmer umher, zertrümmerte die Möbel, riß die Gardinen vom Fenster und hieb mit sinnloser Wuth, heulend und lachend, in die Scheiben, bis seine Hände über und über mit Schnittwunden bedeckt und seine Kleider und sein Antlitz mit Blut besudelt waren. Den böhsischen Schmerz schien er nicht zu fühlen. Aber plötzlich stürzte er nieder und blieb liegen, blutüberströmt und ohne Bewußtsein.

Inzwischen lag die Nähtin draußen im Wohnzimmer. In einer Ecke saß die kleine Gertrud und spielte. Sie hatte verwundert und verständnißlos dem Auftritt zugehört und gelächelt, als sei es etwas sehr Erheiterndes. Erst später, als sich die Mutter nicht regte, war die Angst über sie gekommen und weinend hatte sie sich in die Küche geflüchtet, um bei der alten Marie Schutz zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Naturwissenschaften in der Küche.

Von B. Merkur.

Naturwissenschaft in der Küche? Das wäre ja ganz nett, ist aber doch eine eigene Sache. Wenn ich für meinen Mann und meine Kinder das Essen zur rechten Zeit auf dem Tisch stehen haben soll, dann habe ich für die Wissenschaften in der Küche keine Zeit übrig. In der Küche soll ich mich doch vor allen Dingen als praktische Hausfrau erweisen, das ist mir dort nöthiger als selbst die beste wissenschaftliche Bildung. — So, verehrte Leserin, wirst Du vielleicht zuerst denken, wenn Du diese Ueberschrift liest. Aber ich meine, Wissen hat noch nie einem Menschen geschadet, am allerwenigsten das Wissen von der Natur. Der schöne Satz: „Da sitze ich nun mit meinen Kenntnissen und kann sie nicht verwerthen,“ trifft nämlich hier nicht zu. In dem Schätze seines Wissens vom Walten der Natur und ihrer Kräfte findet Jeder etwas, was er für die Praxis des menschlichen Haushaltes verwerthen kann.

Heute, verehrte Leserin, will ich Dir Einiges erzählen von Dem, was Dir jedenfalls in der Küche das Unentbehrlichste ist:

Vom Wasser.

Das Wasser ist eines jener vier Elemente, aus denen, nach dem Glauben unserer Vorfahren, das ganze Weltall zusammengesetzt war: Feuer, Wasser, Luft und Erde. Nach unseren jetzigen Begriffen sind das alles keine Elemente. Heute verstehen wir unter einem Element einen solchen Stoff, welcher sich mit den augenblicklichen Hilfsmitteln der Chemie nicht weiter in Einzelbestandtheile zerlegen läßt. Wir kennen zur Zeit 68 solcher Grundstoffe oder Elemente. Aus einigen oder mehreren derselben ist Alles zusammengesetzt, was sich für unsere Kenntniß im Weltall befindet. Viele Elemente kommen auch als solche in reinem Zustande in der Natur vor.

Das Wasser besteht aus zwei solchen Elementen: dem Wasserstoff und dem Sauerstoff. Letzterer ist ein Bestandtheil der Luft, kann aber auch aus verschiedenen chemischen Substanzen künstlich dargestellt werden, ebenso wie der Wasserstoff, der auch ein Gas und zwar ein brennbares Gas ist.

Bei jeder Verbrennung wird Sauerstoff aus der Luft verbraucht, so auch bei der Verbrennung des Wasserstoffes. Halten wir über eine brennende Wasserstoffflamme einen kalten Gegenstand, so setzen sich an denselben Wassertropfen ab, die das Produkt der Bereinigung von Wasserstoff und Sauerstoff in der Verbrennung sind.

Glücklicherweise haben wir nun nicht nöthig, uns das Wasser auf diesem umständlichen Wege künstlich darzustellen, wir finden Wasser genügend in der

Natur. Annähernd drei Viertel der Erdoberfläche bedeckt es als Meer, das Festland durchzieht es, Andern gleichend, in zahllosen Flüssen und trägt in den Binnenseen zur Hebung der landschaftlichen Schönheit vieler Gegenden bei. Aber nicht nur da, wo wir es unmittelbar sehen, findet sich Wasser, es macht auch einen sehr wesentlichen Bestandtheil vieler fester Körper aus. Der Leib des Menschen besteht zu fast 70 Prozent seines Gewichtes aus Wasser; Fleisch, Gemüse, Brot, kurz alle unsere Nahrungsmittel enthalten Wasser in mehr oder weniger beträchtlichen Mengen.

Das reinste Wasser, das in der Natur vorkommt, ist das Regenwasser. Freilich ist es nur rein in weiterer Entfernung von menschlichen Wohnungen. In der Nähe derselben, vor allen Dingen in großen Städten, pflegt es in recht verunreinigtem Zustande auf die Erde zu gelangen. Die Luft ist dort stark verunreinigt durch Rauch und allerhand Ausdünstungen. All diese die Luft verschlechternden Bestandtheile werden durch anhaltenden Regen herausgewaschen, wobei das Regenwasser selbst natürlich nicht rein bleibt. Daß die Luft nach einem tüchtigen Regen oft viel klarer ist, als vorher, wird wohl Jeder schon beobachtet haben.

Nächst dem Regenwasser pflegen wir im Allgemeinen das Quell- und Brunnenwasser als das reinste anzusehen; das ist indessen im chemischen Sinne nicht richtig, das Quellwasser enthält fast immer etwas Kohlensäure, was seinen erfrischenden Geschmack bedingt. Dieser Kohlensäuregehalt setzt es aber in den Stand, von den im Erdboden enthaltenen Kalk- und Magnesiumsalzen mehr oder weniger aufzulösen. Dadurch wird das Quellwasser zu hartem Wasser, und zwar ist es um so härter, je mehr Kalksalze es gelöst enthält. So angenehm das harte Wasser als Trinkwasser ist, so ungenügend benutzen es die Hausfrauen in der Küche. Kessel und Töpfe, in denen es häufig gekocht wird, sehen mit der Zeit eine dicke Kruste an, die aus in gekochtem Wasser nicht mehr löslichem Kalk besteht. Durch das Kochen wird nämlich die Kohlensäure aus dem Wasser herausgetrieben, und ohne dieselbe vermag es die Salze nicht mehr in Lösung zu halten. Verkochen thun die festen Bestandtheile auch nicht mit, so daß auch dadurch der Kesselstein, mit welchem Namen man die Kruste in den Töpfen benennt, noch vermehrt wird.

In Salzsäure ist der Kesselstein leicht löslich, so daß man damit Töpfe und Kessel reinigen kann. Man muß aber vorsichtig zu Werke gehen. Die Salzsäure ist giftig und sehr scharf, in Zeug frißt sie Löcher, ja sie frißt sogar Eisen, weshalb man schadhafte Emaille-Töpfe und -Kessel, die aus emailirtem Eisenblech fabrizirt sind, nicht damit reinigen darf, da sie sonst leicht Löcher bekommen. Es sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß es sehr leichtsinnig ist, Salzsäure und ähnliche scharfe Flüssigkeiten in Bierflaschen und dergleichen aufzubewahren. Es sind schon zahlreiche Vergiftungen vorgekommen dadurch, daß Leute aus solchen Flaschen Säuren getrunken haben, in der Meinung, sie enthielten Bier oder Schnaps.

Soda und Seife vermögen aus hartem Wasser weiches zu machen. Wer mit Soda und Seife in hartem Wasser waschen muß, verbraucht von diesen Materialien mehr als in weichem, weil eben ein Theil derselben erst zur Zerstörung der erwähnten hart machenden Salze verbraucht wird.

Beim Flußwasser, das ja ursprünglich aus Quellwasser, also hartem Wasser, entstanden ist, übernimmt die Natur selbst die Umwandlung in weiches Wasser, beim Fließen entweicht die Kohlensäure, und in derselben Weise, wie beim Kochen des Wassers, setzen sich die Salze in unlöslicher Form ab.

Auch die Reinigung des Wassers von den aus den Städten in die Flüsse gelangten Verunreinigungen besorgt die Natur selbst, und zwar sind es die in einigen Arten als Krankheitserreger (z. B. der Cholera-bazillus) so sehr gefürchteten Bakterien, die diese Arbeit auf sich nehmen. Diese kleinen, dem unbewaffneten Auge unsichtbaren Bakterien sind in anderen Arten die unentbehrlichsten Lebewesen auf Erden. Ohne sie würde kein Leichnam verwesen,

keine menschlichen und thierischen Exkremente (Auswurfstoffe) zerstört werden.

In den Flußläufen geschieht diese Reinigung des Wassers ganz auffallend schnell. Wenige Meilen unterhalb einer Stadt ist von den Verunreinigungen schon nicht mehr viel zu spüren. Das Ableiten der Schmutzwässer einer Stadt in Flußläufe hat aber gelegentlich doch seine großen Gefahren, da es die Entstehung von Epidemien begünstigt. Das verunreinigte Flußwasser gelangt in die Wasserleitungen, und die Filtration desselben ist meistens keine so gute, daß es gelänge, die mikroskopisch kleinen Bakterien zurück zu halten. Die Ausbreitung vieler Typhus- und Cholera-Epidemien ist zweifellos auf den Genuß verunreinigten Flußwassers zurück zu führen. Als Trinkwasser sollte man deshalb Fluß- und Leitungswasser vorsichtshalber immer nur gekocht genießen, da durch Kochen die Krankheitskeime getödtet werden.

Die bisher genannten Wasserarten, die wir insgesamt „Süßwasser“ nennen, sind für uns die wichtigsten. Sie bilden aber nur einen sehr geringen Theil des in der Natur vorkommenden Wassers; das meiste Wasser auf unserer Erde ist Seewasser, und wenn dieses selbst auch für unseren Haushalt ziemlich unwichtig ist, so wollen wir uns doch ein klein wenig darüber unterhalten — ein Wasser, das zwei Drittel der ganzen Erdoberfläche anfüllt, dürfen wir doch nicht ganz mit Verachtung strafen —, führt es uns doch auch zu dem für die Küche so überaus wichtigen Salz, und auch als das Lebenselement so vieler Seefische müssen wir es doch etwas näher kennen lernen.

Der starke Salzgehalt ist das Wesentliche am Meerwasser, der es vom Süßwasser unterscheidet. Auch in letzterem haben wir schon einige Salze kennen gelernt, die Kalk- und Magnesiumsalze, die das Wasser zu hartem Wasser machen. Diese finden wir im Meerwasser ebenfalls wieder, aber nur in kleinen Mengen; reichlich finden wir darin das, was wir schlechthin „Salz“ nennen, das Kochsalz. Wenn wir ein Liter Seewasser in einem Topf aufs Feuer stellen und ganz verkochen lassen, so bleibt in unserem Topfe eine feste Kruste zurück, die ungefähr 35 Gramm wiegt und zum größten Theil aus Kochsalz besteht, wovon wir uns durch den Geschmack leicht überzeugen können. Eine so große Menge Salz erhalten wir freilich nur, wenn wir das Wasser dem offenen Meere entnehmen. Seewasser aus der Nordsee, etwa von Helgoland, liefert uns aus einem Liter nur ungefähr 30 Gramm, aus $\frac{1}{10}$ Liter, der zirka 100 Gramm wiegt, also 3 Gramm, so daß wir auch sagen können, das Nordseewasser enthält 3 Prozent Salz. In der Nähe der Flußmündungen ist der Salzgehalt wegen der Mischung mit dem Süßwasser des Flusses noch geringer. (Man nennt ein solches Wasser, das aus einem Gemisch von Fluß- und Seewasser besteht, „Brackwasser“.) Die Ostsee ist bedeutend salzärmer, und zwar nimmt der Salzgehalt, je weiter nach Osten, immer mehr ab. Bei der Insel Alsen finden wir noch annähernd 2 Prozent, in der Kieler Bucht zirka $1\frac{1}{2}$ Prozent, bei der Insel Mügen nur noch zirka 0,8 Prozent und endlich im Finnischen Meerbusen im russischen Kriegshafen Kronstadt nur noch 0,1 Prozent. Einige Stellen im Weltmeer haben auch einen Salzgehalt, der über 3,5 Prozent hinausgeht. Als Durchschnittszahl können wir aber 3,5 Prozent annehmen.

Die große Klarheit des Seewassers fällt Jedem auf, der das erste Mal an die See kommt. Zwar giebt es auch Süßwasserseen, deren Wasser sich durch herrliche Klarheit auszeichnet, z. B. die Gebirgsseen der Schweiz; aber die Durchsichtigkeit des Meerwassers ist doch noch bedeutend größer. Man hat große weiße Scheiben in's Meer hinabgelassen und dieselben an einzelnen Stellen des Mittelmeeres vom Boote aus noch sehen können, wenn sie 40 bis 50 Meter tief versenkt waren!

Die Scheiben erscheinen dem Beschauer dann aber nicht mehr weiß, sondern grün, blaugrün oder tiefblau, je nach der Farbe des Meerwassers. Bei hellem, klarem Wetter, wenn sich ein blauer Himmel über uns wölbt, erscheint uns jede Wasserfläche blau. Das ist aber nur eine Folge davon,

daß sich der blaue Himmel im Wasser spiegelt. Das Meerwasser ist aber an sich gefärbt, auch bei trübem Wetter scheint uns an den Stellen, wo weißer Sand in nicht zu großer Tiefe den Grund bildet, dieser blaugrün oder grün gefärbt.

Man hat verschiedene Erklärungen für diese Färbung des Meerwassers gegeben, aber keine derselben findet allgemeine Anerkennung. Deshalb wollen wir über diese Frage hinweggehen mit der bekannten Entschuldigung, wenn man etwas nicht weiß, „darüber sind sich die Gelehrten noch nicht einig“, was in diesem Falle thatsächlich der Fall ist. Die zeitweise auftretende blutrothe Färbung des Wassers, der das „Rothsee“ seinen Namen verdankt, ist für uns heute kein Zeichen und Wunder mehr, wie weiland dem alten Volke Israel; wir kennen die Ursache dieses Wunders, sie besteht in mikroskopisch kleinen, blutroth gefärbten Thierchen, die zu Zeiten in ungeheuren Mengen dicht an dicht an der Oberfläche des Wassers schwimmen.

Durch mikroskopisch kleine Thierchen wird auch die wunderschöne Erscheinung verursacht, die unter dem Namen Meerleuchten bekannt ist. Darauf näher einzugehen, würde mir aber wohl den Vorwurf der Lesefrühen einbringen, daß ich mich gar zu sehr von der Küchen-Naturwissenschaft entferne.

Das Kochen des Wassers ist jedenfalls eine der am häufigsten in der Küche vorzunehmenden Arbeiten — die ja freilich nicht gerade schwierig ist. Immerhin existirt manche „höhere Tochter“, die uns

über die Erkennungszeichen kochenden Wassers keine Auskunft wird geben können. Daß der Kochpunkt erreicht ist, erkennt man an der starken Entzündung von Dampf und an dem Aufwallen des Wassers an der Oberfläche. Reizt man tüchtig weiter ein unter einem Topf mit kochendem Wasser, so wird das Wallen immer stärker, bis das Wasser schließlich überkocht, d. h. die Wellen des siedenden Wassers über den Rand des Topfes hinausschlagen. Heißer wird das Wasser aber nicht, ob es nur nur eben leise wallt oder ob es überkocht, selbst das stärkste Feuer vermag es in unserem offenen Topf nicht über 100 Grad Celsius hinaus zu erhitzen. Wenn wir nun aber einen Topf fest verschließen, und das Entweichen des Dampfes verhindern, so ist eine nothwendige Folge, da die neu hinzugefügte Wärme nicht mit dem Dampfe entweichen kann, daß das Wasser und der darüber mit eingeschlossene Dampf eine höhere Temperatur annehmen. Man kann also auf diese Weise „überhitzte Wasserdämpfe“ erzeugen, die in der Technik mannigfache Anwendung finden, auch da, wo mit Dampf gelockt wird, ein Verfahren, daß sich für große Küchen in Hotels, Krankenhäusern usw., wo es sich darum handelt, für viele Personen zu kochen, mehr und mehr einbürgert. Hier ersetzt der heiße Dampf die Feuerung.

Beim Kochen verwandelt sich das Wasser in Dampf, es geht aus dem flüssigen in den gasförmigen Zustand über. Das thut Wasser nun allerdings bei jeder Temperatur, es verdunstet stets,

immer ist die Luft mit daher rührender Feuchtigkeit mehr oder weniger gesättigt. Sogar das fest gewordene Wasser, das Eis, verdunstet. Legen wir ein Stück Eis ins Freie, so werden wir auch bei Frostwetter sehen, daß es kleiner wird.

Ein Umstand, der das Gefrieren des Wassers gelegentlich für das Küchengehirn verhängnisvoll macht, ist der, daß das Eis mehr Platz einnimmt, als die gleiche Menge Wasser, daß sich das Wasser beim Gefrieren ausdehnt. Da das Eis aber hart ist, und seine Form nicht den verändernden Verhältnissen anpassen kann, so zerprengt es oft Gefäße, die mit Wasser gefüllt, dem Gefrieren ausgesetzt sind. Deshalb sehe man sich vor und bewahre gefüllte Flaschen stets an Orten auf, die frostfrei sind. Die Ausdehnung des Wassers ist bei seiner Umwandlung in Eis eine verhältnißmäßig bedeutende, namentlich ist die dabei entwickelte Kraftleistung eine sehr viel größere, als man gewöhnlich glaubt. Selbst eiserne Flaschen mit dicken Wänden werden zerprengt, wenn man sie mit Wasser gefüllt dem Froste aussetzt. Wenn im Gebirge das Wasser in kleinen Rissen im Gestein sich ansammelt und im Winter gefriert, so werden dadurch oft große Felsblöcke abgeprengt. Solche Felsmassen — ja, das ist aber keine Küchenwissenschaft mehr, höre ich Dich sagen, verehrte Leserin, — Du hast Recht. Was man mit Wasser in der Küche Alles anfangen kann, Das weißt Du aber wahrscheinlich besser — weshalb ich dies wässrige Kapitel hiermit schließe. —

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Spazierfahrt auf dem Meere. (Zu unserer Bilde.) O herrlich, solch eine Fahrt auf freiem, offenem Meer, wenn eine sichere, erprobte Hand das Steuer führt und wir, von einem frischen Wind getrieben, uns ganz dem ewig wechselnden Schauspiel um uns her hingeben können. Auch die drei Buben und die beiden Mädel, die eines dicht neben dem anderen am Rande des Bootes lehnen, scheinen dies zu empfinden.

Neugierig, mit gespannter Aufmerksamkeit spähen die jungen Augen hinaus auf die schier unendliche, bewegte Fläche, und besonders das liebe Köpfchen, dem die frische Brise die langen, blonden Haare ganz in die Stirn geweht, verfolgt die Wellen und Wellchen, die im nächsten Augenblick der Kiel zerschneiden wird, mit einem so ruhig sicheren Blick, als ob der Bootinsassen Wohl und Wehe ganz nur von ihm abhinge.

Freilich selbst wird sie, die kleine Schifferstochter, ja nie das schwankende Boot durch Sturm und Brandung lenken — das wird sie den beiden Brüdern überlassen, die neben ihr vielleicht nach irgend einem fernen Segel auslugen — aber theilen wird sie der Brüder Loos und Leben doch. Und wer weiß, ob sie später nicht gar an einen schmucken wettergebräunten Seemann ihr Herz verchenken wird.

Mag sie dann unter dessen Führung ebenso sicher wie heute nicht nur die wirkliche wogende See, sondern auch des Lebens wildbewegtes, stürmisches Meer befahren!

Ein Wort über Byzantinismus. Selten hat eine Zeit an stolzen Schlagworten ein höheres und aufrichtigeres Vergnügen gefunden als die unserige — und selten, müssen wir leider hinzufügen, ist dem anspruchsvollen Gebahren, dem selbstbewußten Stolze einer Zeit ein geringerer Gehalt, ein bescheideneres Maß von Selbstvertrauen und Würde gegenübergestanden als heute. Nie hat die protestantische Geistlichkeit vollere Töne zum Ruhm und Preis der „wahren evangelischen Freiheit“ anzuschlagen gewußt, nie verächtlicher auf die „römische Knechtschaft“ herabgeblickt, als in unseren Tagen, wo des protestantischen Pfarrers, der dem Evangelium der Menschlichkeit zu dienen glaubt, wenn er sich der Sache der Armen und Unterdrückten annimmt, Maßregelungen über Maßregelungen, Schikanen aller Art und Strafverfügungen harren — während der katholische Klerus, durch Niemand beirrt und angefochten, seinen sozialen Aufgaben gerecht zu werden versucht. Und nun vollends der Pharisäerhochmuth und Dünkel, mit dem eine Gesellschaft, die sich in dem widerlichsten Personenkultus, der schamlossten Liebedienerei nimmer genug thun kann, auf den sogenannten Byzantinismus herabsieht! Es ist kein geringes Verdienst zweier deutscher Gelehrten, Krumpholzer (in seiner Geschichte der byzantinischen Literatur) und Fischers (in fünften Bande der Zeitschrift für allgemeine Geschichte), den vermeintlichen Byzantinismus im oströmischen Reiche eingehend untersucht und ihn in seinem Verhältniß zu der Knechtseligkeit und dem Servilismus, wie er sich an modernen abendländischen Fürstenhöfen

entwickelt, beleuchtet zu haben. Das Resultat der Untersuchungen beider Gelehrten ist überaus beschämend für unsere Zeit.

Der byzantinische Charakter, der sich rein und unverändert bis in das späte Mittelalter hinein erhalten hat, ist sehr schwer zu umschreiben; jedenfalls erfassen Schlagwörter wie dogmatische Starrheit, slavische Imitation und maßloser Personenkultus, keinen seiner Grundzüge gänzlich. Nur wenigstens erscheint es gerechtfertigt, eine Haupteigenschaft des byzantinischen Charakters in einem ausgeprägten, allseitigen Servilismus im staatlichen Leben zu suchen, der sich vielmehr überall einstellt, wo sich eine absolute Herrschaft entwickelt. Das gebildete Mitteleuropa hat den Byzantinern nichts vorzuwerfen. Niemand hat der Byzantinismus in Byzanz so üppig geblüht wie an den Höfen Karls V., Philipps II., Ludwigs XIV. und mancher Duodezessfürsten uneres Vaterlandes. „Die deutschen Hofpoeten der guten, alten Zeit übertreffen an händlicher Stroherei die verwandten Ergüsse der mittelgriechischen Literatur.“ Alle Staatsgewalt war in Byzanz in der heiligen Person des Kaisers konzentriert, trotzdem kam es in Ost-Rom nie zu einer so grenzenlosen Korruption und Verschwendung, wie am französischen Hofe oder den Fürstenhöfen mancher deutschen Kleinstaaten im achtzehnten Jahrhundert. Wenn auch das oströmische Volk unter schwerem Steuerdrucke leuzte, so wurde doch der weitaus größte Theil der Einkünfte für die vielen Kriege gegen Nachbarvölker und sonstige Bedürfnisse des Staates verwendet, diente aber nicht dem maßlosen Luxus und der sinnlosen Verschwendung des Hofes. „Alles in Allem wird der widerliche Charakter, der thatsächlich einzelnen Abschnitten, wie der traurigen Uebergangsperiode von 1025 bis 1081, anhaftet, mit Unrecht auf das ganze byzantinische Zeitalter übertragen.“

Wäre es dem Geiste eines Oströmers vergönnt, in diesen Tagen unter uns zu wandeln und von gewissen Vorfällen zu vernehmen, an denen die jüngste Zeit überreich war — wahrlich, er würde verwundert murmeln: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen!“

Canovas schriftstellerische Thätigkeit. Der im vergangenen Sommer ermordete Premierminister Spaniens, Antonio Canovas, ist am 8. Februar 1828 zu Malaga geboren aus reicher Bürgerfamilie; de Castillo nannte er sich, nach Landesitte den Namen seiner Mutter dem des Vaters beifügend. Einer Besprechung seiner schriftstellerischen Thätigkeit von E. Hübler entnehmen wir folgende Notizen: Schon als Schüler veröffentlichte er in den Zeitungen seiner Vaterstadt Verse und prosaische Aufsätze. Bei dem ungläublichen Tiefstand des niederen wie höheren Schulwesens war Canovas in der Hauptsache auf eigene Ausbildung angewiesen, wobei sich in ihm jene schwärmerische Vaterlandsliebe ausbildete, „welche durch die Halb- oder Nichtbildung der meisten ihrer Träger so häufig zum blinden Nationalitätsdünkel auszuarten pflegt.“ Canovas war von je entschiedener Monarchist, Gegner der Republik in jeder Form, strenggläubiger Katholik und Vertheidiger der weltlichen Herrschaft des

Papstes, unter der Spanien freilich nie gehandelt und gelitten hat. Der Liberale Salmeron nannte ihn einst einen Torquemada, nach dem spanischen Generalinquisitor, der von 1481—1498 gegen neuntausend Keger verbrennen ließ. Von Canovas umfangreicheren Arbeiten ist die Fortsetzung der spanischen Geschichte der beiden Jesuiten Mariano und Milano zu erwähnen, in der er u. A. den Regentbruder Philipp II. weiß zu machen sucht, den er sein Leben lang unerdient günstig beurtheilt hat. Canovas sagt, daran, wie man über diesen König urtheile, sei sofort zu erkennen, ob man den ungläubigen und demagogischen Sinn der Neuzeit und deren Abneigung gegen die nationalen Ueberlieferungen, d. h. gegen Katholizismus und Monarchie, theile oder nicht. Von diesem Standpunkt aus ist auch Canovas Versuch des Nachweises, daß die Mauren die Kultur in Spanien zerstört, nicht gefördert hätten, zu erklären; wiederholt hat er dieses Thema behandelt. Immer wiederholt sich bei Canovas der Grundgedanke, daß man „gegen den Revolutionarismus (ein prächtiges Wort!) der demagogischen Parteien kämpfen müsse, ohne dabei irgend eine der recht müssigen Eroberungen der Zivilisation aufzugeben.“ Der letztere Theil dieses Satzes erscheint sehr verwunderlich im Munde eines Mannes, unter dessen Ministerpräsidentenschaft in Spanien die Tortur in scheußlicher Form ihre Aufrichtung feierte und an keines Verbrechens überwiesenen Menschen vollzogen wurde. Unter dem Eindruck der Nachrichten von den deutschen Siegen in Frankreich im 1870/71er Kriege sah Canovas das Ende der Welt Herrschaft des Papstes und rechnete mit der Möglichkeit, daß der Sig der Päpste nach Köln verlegt werden könnte und die deutschen Herrscher — das Kaiserthum war noch nicht proklamiert — auch die katholische Kirche regieren könnten. Hat vielleicht Bismarck von dem Vortrag Canovas gehört und in diesem Urtheil des spanischen Ultra die Ermutigung zum Kulturkampf gefunden? Unseren Nationalchauvinisten laßt gewiß das Herz in Leibe darüber, daß der Spanier in den deutschen Siegen erkennt, daß „vor der germanischen Rasse die lateinische ihr Savoir zu beugen habe“. Die germanische Machtenhaltung beruhe, meint Canovas, auf der „bewundernswürdigen Vereinigung von der Freiheit des Individuums (11) mit der Disziplin“. Das kommt Dem, der die deutsche Freiheit des Individuums einigermassen kennt, gewiß höchst „spanisch“ vor.

In einem anderen Vortrage „beweist“ Canovas, daß Materialismus, Positivismus, Darwinismus und Pantheismus „Freiheit und Fortschritt aus der Wissenschaft verbannen“. Hum!

In seiner Sammlung von Arbeiten hat Canovas auch Theile von Parlamentsreden aus dem Jahre 1871 über die Internationale aufgenommen. Man kann sich denken, welcher Art Gewächs diese sind.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Eisenstraße 90, richten.